

idealisiere diese Zeit vielleicht, aber ich hatte nie das Gefühl, dass meine Mutter ihr Leben als anstrengend empfand. Sie war sehr zielstrebig, plante sehr genau. Ihr Studium schloss sie als eine der besten Absolvent\*innen ab. Nach unserem Umzug von Darmstadt nach München begann sie, als Chemikerin zu arbeiten. Ich war damals zehn Jahre alt.

Oft nahm meine Mutter mich am Wochenende für ein paar Stunden mit ins Labor. Ich saß mit einem Malbuch auf dem Boden, gerne unter dem Schreibtisch. Der Geruch des Labors ist unvergesslich, nach Chemikalien. Auch die Haltung meiner Mutter: nur nichts auf morgen zu verschieben. Ich mochte es, bei ihr zu sein.

Ich fühlte mich nie vernachlässigt, aber es war doch anders, als ich es heute oft beobachte. Wenn ich an meine beiden Söhne denke, an Freunde, ganz grundsätzlich an Kinder in der Stadt – wir leben in Berlin –, habe ich den Eindruck, dass das Leben der Kinder doch sehr im Mittelpunkt des Elternalltags steht. Solange die Balance stimmt, warum nicht? In meiner Kindheit rahmte der Alltag meiner Eltern mein Leben ein.

Heute würde man vielleicht sagen: Ich lief mit. Ob es mir gut ging oder nicht, war sicher keine Nebensache. Aber meine Aktivitäten standen weniger im Mittelpunkt, als ich das heute bei manchen Kindern erlebe.

Ich sah meiner Mutter zu, wie sie lebte, was sie anpackte, was ihr wichtig war. Unbewusst übernahm ich sicher viel von ihr, vor allem ein Verständnis davon, was es bedeutet, Chancen zu haben: die Chance auf eine gute Ausbildung, auf Eigenständigkeit im Beruf und überhaupt darauf, den eigenen Weg selbst gestalten zu können.

Meine Mutter hatte den festen Vorsatz, Geld zu verdienen. Mein Vater war einverstanden, er wollte nicht, dass sie ihre Ziele zugunsten der Familie zurückstellt. Sie wollte nicht, dass nur er berufstätig ist und allein in der Pflicht, finanziell für die Familie zu sorgen. Ich kann nicht sagen, ob die beiden viel darüber diskutiert haben – oder ob sie sich einfach nur ähnlich waren in ihrer Haltung dem Leben gegenüber und in ihrer Lust darauf, sich eine Bildungs- und Lebenswelt zu erschließen. Jedenfalls unterstützten sie sich gegenseitig sehr, und beide kümmerten sich um mich. Was ich als Kind sah, waren sehr aktive Eltern, mit einer modernen

Rollenverteilung und zugleich Wurzeln in der vietnamesischen Kultur, wenn es etwa um den hohen Stellenwert und Status von Familie ging.

Geheiratet hatten meine Eltern sehr jung. Eigentlich lernten sie sich erst in Deutschland wirklich kennen, und möglicherweise brachten die Studentenbewegung, die Ende der sechziger Jahre in vollem Gange war, oder auch die Frauenbewegung für sie wichtige Impulse. Vor kurzem habe ich durch Zufall eine Werbung aus den fünfziger Jahren gesehen, da hieß es: «Eine Frau hat zwei Lebensfragen: Was soll ich anziehen? Was soll ich kochen?» Meine Mutter vermittelte mir etwas ganz anderes: «Überleg dir genau, was *du* willst. Erkenne *deine* Chancen.» Und auch wenn sie selbst früh geheiratet hatte, sagte sie zu mir: «Schau dir das Leben an, lass dir Zeit, bevor du dich bindest.»

Diese Offenheit entsprach ihrer eigenen Freiheit und natürlich auch ihrem Verhältnis zu meinem Vater. Hätte er auf einer traditionellen Rollenverteilung bestanden, wäre ihre Beziehung eine andere gewesen und ihr Rat an mich wohl zwischen die Fronten der Überzeugungen geraten. Die beiden hatten das Glück, zueinanderzufinden, obwohl sie sich vor der Heirat kaum kannten. Sie sind bis heute zusammen, und dazu gehört sicher auch, sich weiterzuentwickeln. Was ich besonders an ihnen schätze, ist ihre Begeisterungsfähigkeit und ihre Bereitschaft, neue Schritte zu wagen. Ich bin im Jahr 2000 nach Berlin gezogen. Sie gaben ihr Leben in München auf und zogen ebenfalls nach Berlin, um in meiner Nähe zu sein. Als ich 2015 an der Show «Let's Dance» teilnahm, verpassten sie keine Folge der Sendung. Sie saßen immer im Publikum. Meine Mutter kochte für meinen Tanzpartner. Sie öffnet Menschen das Herz mit ihrer Herzlichkeit.

Meine Mutter wollte beruflich vielleicht sogar mehr als mein Vater. Ein vietnamesisches Restaurant, das war ihr lange gehegter Wunsch. Als ich vierzehn Jahre alt war, verwirklichte sie in München, nicht weit von der Theresienwiese entfernt, ihren Traum. Gut vorbereitet, mit der üblichen Gewissenhaftigkeit und Energie. Um Erfahrungen als Köchin zu sammeln, hatte sie etwa ein Jahr lang an den Wochenenden in einem Restaurant gearbeitet. Meine Kindheitserinnerungen sind unweigerlich auch mit

Essen verbunden. Meiner Mutter war es wichtig, alle Bereiche zu beherrschen, um ihr eigenes Restaurant zu einem guten zu machen. Auf die Karte kamen die Rezepte ihrer Kindheit.

Ich sah ihren Enthusiasmus und ihr Glück, und ich freute mich für sie. Gleichzeitig hatte ich hundert andere Dinge im Kopf, die mich mehr interessierten – ich war Teenager: Die Aussicht, regelmäßig mithelfen zu müssen, versetzte mich nicht gerade in Begeisterung. Ich sagte ihr das auch, trotzdem ließ sie mich nicht aus der Pflicht. Letztlich verpasste ich keine Schicht. Irgendwie konnte ich wohl nicht anders, nachdem meine Eltern ja auch nie Pausen einlegten. Es schien für sie nie zu viel Arbeit, auch später nicht, als sie schon älter waren. Keiner von beiden beschwerte sich je über Stress und Anspannung.

Das Einzige, worüber sie sich beklagten, zumindest anfangs, war meine Idee, Moderatorin und Schauspielerin zu werden. Meine Mutter noch mehr als mein Vater. Als ich ihnen gegen Ende meiner Schulzeit davon erzählte, waren sie erst sehr überrascht, was dann umschlug in eine Mischung aus Sorge und Kritik. Beide wünschten sich, dass ich studiere. In der vietnamesischen Kultur haben akademische Lebensläufe meinem Empfinden nach einen noch höheren Stellenwert als hier. Wer studiert hat, der *ist jemand*. Natürlich wollten sie, dass ich *jemand werde*.

Dass ein Studium Chancen eröffnet, ist ja nicht zu bestreiten. Ich konnte sie also gut verstehen. Aber ich war überzeugt von meinem Vorhaben, und meine Mutter hatte mir vorgelebt, selbständig zu sein und dass Hartnäckigkeit zum Ziel führt. Also blieb ich hartnäckig. Und sie halb hartnäckig.

«In Ordnung. Schau, wie weit du in einem Jahr kommst», sagten meine Eltern schließlich. «Wenn du auf der Stelle trittst, dann überleg neu.»

Das sollte kein Druckmittel sein, und ich verstand es auch nicht so – für meine Mutter war immer klar, dass man sich einen Rahmen setzt und nicht einfach mal ein bisschen herumprobiert und schaut, wo einen das Leben so hinweht.

1994 machte ich Abitur. Ein halbes Jahr später moderierte ich bei dem Sender Kabel 1 die «Hugo Show» und kurz darauf beim Musiksender

VIVA die Sendungen «Interaktiv», «Manhattan World Tour» und «Minh-Khai and Friends».

Das eigentlich Bestärkende war, dass meine Mutter, nachdem wir unseren Kompromiss gefunden hatten, nicht mit mir oder meinem Weg haderte. Sie unterstützte mich, sie begleitete mich – das Netz, das mich immer auffangen würde, gab es nach wie vor. Es ist bis heute da.

Es gibt auch andere Frauenbilder aus meiner Kindheit und Jugend, die mir unvergesslich sind. Wie das Leben von Frauen verlaufen kann, hat mich schon immer sehr beschäftigt.

Letzteres hat wohl auch damit zu tun, dass ich von zwei Kulturen geprägt wurde. Es gab sehr unterschiedliche Einflüsse, die von Beginn an da waren und die ich, bis ich älter wurde, als ganz selbstverständlich annahm. Dazu gehörten die Reisen nach Vietnam, zu meinen Großeltern, die immer wunderbar waren. Zwar schien mir der Flug nach Ho-Chi-Minh-Stadt als Kind endlos und die Fahrt über staubige Straßen mit tiefen Fahrinnen bis zum Dorf meiner Großeltern wie eine Weltreise – aber dort angekommen, war kein Tag zu lang. Ich genoss die Freiheit des überschaubaren Dorflebens. Jeder kannte jeden. Ich war überall zu Hause, liebte die Geschichten, die mir erzählt wurden, und die Warmherzigkeit, die ich erlebte. Diese Reisen waren auch ein Nachhausekommen.

Zur Geschichte meiner Familie mütterlicherseits gehört, dass ich zwei Großmütter hatte. Die erste Frau meines Großvaters nannte ich «große Oma». Mein Großvater hatte sich von ihr getrennt, weil sie keine Kinder bekamen. Danach hatte sie für meinen Großvater eine neue Frau mit ausgesucht – meine «Oma». Beide liebte ich, und mit beiden verbrachte ich viel Zeit. Meine «große Oma» lebte nur ein paar Minuten vom Haus meines Großvaters und meiner «Oma» entfernt. Die beiden Frauen gingen herzlich und achtsam miteinander um – mir kam es als Kind nie fremd oder seltsam vor, dass mein Großvater ein zweites Mal geheiratet hatte und seine erste und seine zweite Frau sich nahestanden. Meine «große Oma» hatte nach der Trennung drei Waisenkinder adoptiert, die für mich wie Cousinen und Cousins waren.

Eine andere Sichtweise auf das Leben meiner «großen Oma» wuchs in mir erst später, als ich eine junge Frau und sie schon verstorben war. Ihre Geschichte war geprägt vom Patriarchat und von dem Zwang, Kinder zu bekommen. Mein Großvater hätte die Wahl gehabt, sich aus diesen Strukturen zu lösen – sie hatte sie nicht. Es liegt sicher an der Lebenshaltung meiner Mutter, dass sie und dann auch ich diese Lebensverläufe kritisch reflektierten. Aber wir sahen auch das Gute darin: wie zwei Frauen zueinanderstanden und sich wertschätzten – statt zu Rivalinnen zu werden. Das war ein starker Einfluss im Leben meiner Mutter und auch in meinem. Die Lehre für mich war, dass sich Frauen nie gegenseitig abwerten sollten.

Meine Mutter zum Beispiel ging ihren Weg, und ich hatte nie den Eindruck, sie befände sich mit anderen Frauen im Wettbewerb. Verbissen. Unter Druck. Die Dynamik, die sich aus Konkurrenzdenken ergibt, richtet sich ja nicht nur nach außen, sondern auch gegen einen selbst.

Ich trage die Bilder der beiden Großmütter in mir und lebe letztlich in dem starken Bewusstsein, mit anderen Frauen solidarisch zu sein. Ob im Privatleben oder als Schauspielerin am Set.

Wenn ich darüber nachdenke, welche Rollen für mich in den letzten Jahren wichtig waren, komme ich zuerst auf die der Kommissarin in der Krimireihe «Die Nachtschicht», die ich ab 2002 gespielt habe. Damals erhielt ich für die Rolle viel Aufmerksamkeit, weil zum ersten Mal eine Schauspielerin mit asiatischem Hintergrund als Kommissarin besetzt wurde. Für mich war es großartig, zum festen Ensemble von «Nachtschicht» zu gehören, und meine Kollegin Barbara Auer wurde zu einer Freundin und Mentorin. Wettbewerb gab es zwischen uns nicht. Durch diese Rolle eröffneten sich für mich neue Räume – und ganz grundsätzlich war meine Besetzung ein wichtiger Schritt hin zu mehr Diversität in deutschsprachigen Filmen und Fernsehformaten. Es wird dadurch auch ein neues Erzählen ermöglicht. Auf jeden Fall gibt es Bewegung in die richtige Richtung – auch wenn noch viele Schritte zu gehen sind, bis die Besetzung in Filmen und Serien wirklich widerspiegelt, wie wir heute in Deutschland leben.